

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Opfer unserer Berge
Autor: Praechter-Haaf, Fanny. / Beck, Gottfried
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-572562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

— Opfer unserer Berge. —

I. ♦ Walter Hagen.

Mit Bildnis *).

I de Blüehne isch myß Läbe,
Und im Tal tu' i sei Gut;
Andri webre mir's vergäbe;
„Gang doch nit, isch G'sehr um's Läbe!“
O ihr liebe, guete Lüt, eures Säge nügt' hic nüt!
G. J. Kuhn.

In den ersten schönen Märztagen heute vor einem Jahr hieß es plötzlich in Bern: „Wissen Sie schon? Walter Hagen hat sich auf eine Ski-Tour begeben und ist seither nicht zurückgekommen!“ Man wartete, wartete, bange Tage für die bejornten Freunde, fürchterliche Nächte für die hoffende, harrende Mutter. Man wußte, er hatte mit einem Freund ein Rendezvous hoch oben am Ammertengrat verabredet, die beiden Freunde ersteigten den Grat auf verschiednen Wegen.

„Früh am Tag, wenn d'Sterne schyne,“ zog Jung Hagen aus, bewaffnet mit den Skis, ein paar Stückchen Zucker, im Magen offenbar ziemliche Leere, da er das Frühstück verübmäht hatte. — Was tat das? Der Freund würde ja mit erheblichem Proviant oben auf eisbedeckter Höhe erscheinen. Harmlos und froh ging Walter seines Weges, und die ihn zulegt erblickten, sahen, daß er an einem Bergbrunnlein an erquickendem Wasser sich erlauste. — Niemand hat ihn lebend wieder gesehen.

An einem eisigen Bergabhang ist Walter Hagen ausgeglitten, eine Lawine begrub ihn. Wie lange er unter der Lawine noch gelebt? Was der Unglückliche, ein Mensch von ungewöhnlich zähen Lebensfasern, wohl durchgemacht hat? Werksäten sich die Melodien, die ihn sein Lebtag begleiteten, noch zur herrlichsten Symphonie, ihn allmählich sanft einschläfernd, und versöhnten ihn barmherzig mit der grausamen Natur, die ihren warmen Verehrer unzähligen Qualen preisgab? —

Schneestürme erschweren das Suchen nach dem Verunglückten bis zur Unmöglichkeit. Den Suchern wäre einfach schon bald selbst das Todesurteil gesprochen worden. Endlich am 8. Juni 1902, als Sonnenglut die Todesdecke schmolz, fand man zuerst Hagens Ski — „die Schifflein, die ihn trugen, die ihn lockten in Wettergraus, . . .“ und entdeckte dann seine sterblichen Überreste „mit gefalteten Händen“.

Das ist des harmlos fröhlichen, genial begabten Knaben Ende gewesen. Der Anfang, die Fortführung dieses Menschenlebens hat große Ähnlichkeit mit dem Leben jener Männer, aus denen die größten Dichter, Künstler, Gelehrten hervorgehen.

Wir glauben nicht zu übertreiben. Es liegen da Briefe vor, Drucksachen, die tiefen Einblick in das Wesen des schweigsamen Knaben gestatten. Nicht deshalb allein sind diese Beweise interessant, weil ein auch vom Ausland anerkannter Künstler in den geliebten Bergen seinen Tod gefunden hat, nachdem er jahrelang um seine materielle Existenz als ein Strebender gerungen, sondern weil das ganze Leben dieses jungen Mannes eine kleine Heldentat ist, oder besser, es reiht sich da eine an die andere.

In Bern sahen gewisse Philister mit „Bewunderung und Grauen“ den „kleinen Hagen“ öffentlich auftreten mit kaum dreizehn Jahren; sie ahnten Dürstes, als das Kind unter der Protektion eines berühmten Brühler Cellisten nach Brüssel ging. Aber frisch und fröhlig ging Klein-Hagen seines Weges und kümmerte sich blutwenig ein für allemal um das, was seinem selbstgewählten Lebensweg so oder so hemmend entgegentreten mochte.

Von 1888—1889 blieb Walter tapfer arbeitend in Brüssel und siedelte 1889 nach Frankfurt a. M. über, wo er am Hochschen Konervatorium Freischüler wurde. Er, der Bierzehnjährige, verdiente in den Freitagen durch Unterricht seinen Unterhalt und schuf doch in dieser mühsamen Zeit seine ersten Kompositionen. Walter wollte seinen Eltern keine Sorgen machen, und an diesem Prinzip hat er bis ans Ende festgehalten. Walter Hagen war der Sohn des bekannten Professors Hermann Hagen, der den Lehrstuhl für klassische Philologie an der Universität Bern innehatte. Diese Wissenschaft pflegt ihre Ver-

treter nicht mit Gold zu überhäufen, Pension gibt's auch keine, und der verdiente Gelehrte mußte eben zusehen, wie die zahlreichen Kinder sich, so gut es ging, selbst mit dem Leben zurechtfanden. Dem jungen Walter gelang dies vorzüglich. Ja, man muß sich da fragen, ob nicht Kinder mit derartig ausgeprägten Naturanlagen und Talenten ohne väterliche Beeinflussung besser den Lebenskampf bestehen als solche wohlhabender Eltern, die durch falsch verstandene Liebe das Kind oft genug auf absolut falsche Wege leiten. Halb Liebe, halb Egoismus bringt den begabten Knaben, das talentvolle Mädchen in seelische Konflikte, die vielfach durchs ganze Leben schmerzlich fortwirken. „Erstickte Flamme schwehlt!“

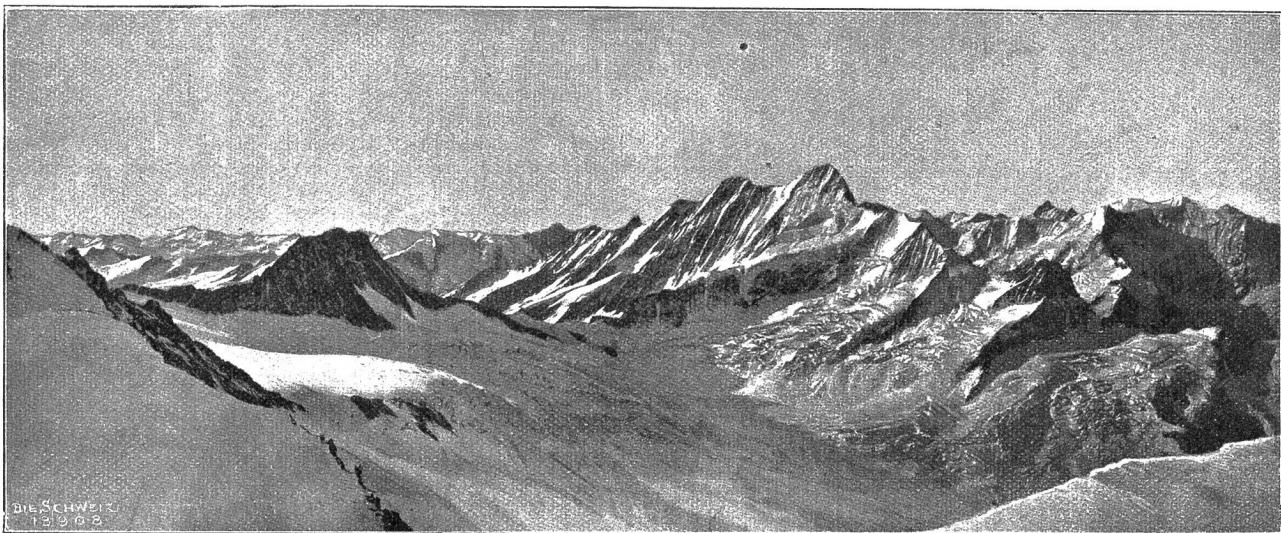
Aber in Walter Hagen leuchtete die Flamme und sprühte empor. Die Briefe aus den Frankfurter Jahren (1889—1893) zeigen eine achtungswerte Sicherheit im Urteil, ein rasches Erfassen dessen, was für ihn notwendig, seine Meinung über Zustände und Menschen zutreffend, weit über seine Jahre hinaus. Ohne in geringsten die Pflichten der Pietät zu verlezen oder der geliebten Mutter, die er schwärmerisch verehrt, weh zu tun, beharrt der Knabe fest auf dem für richtig erkannten Standpunkt, betreffe es nun die Kritik an Nebelsäuden der Konervatorien im Allgemeinen oder den Umgang mit Menschen. Da weiß er ganz genau, was er will und nicht will, und es ist ganz lustig mitzuhören, wie der Junge das „typische Besuchslächeln“ des einen und gemütswarme Herzlichkeit eines andern scharf ausscheidet. — Das Leben in Frankfurt ist Arbeit, und fast nur Arbeit. Das fleißige Kind arbeitet früh von fünf Uhr ab, treibt noch Latein und Griechisch, gibt Unterricht, geht aufs Konervatorium, ein kleines Muster von Ausdauer! Ein wahres Ereignis bildet ein Ausflug in den Wald, der am Geburtstag mit einem Freund ausgeführt wird. Es wird der Mutter beschrieben und die durch sie gespendete Flasche Bier dankbarst erwähnt.

Nun geht's weiter nach Leipzig, wo Hagen die Kompositionsstudien fortsetzt und öfters öffentlich auftritt. Auch in Frankfurt a. M. hatte er im Orchester mitgewirkt.



*) Die nebenstehend wiedergegebene Vorträtezeichnung des jungen Cellisten Walter Hagen stammt aus der Zeit, da Walter Hagen zu Frankfurt a. M. weilte als Schüler des Hochschen Konervatoriums für Musik (1889). Wir danken sie einem Schweizer im Ausland und Freund unserer Zeitschrift, der, weil bloß Ollietant in der Kunst, nicht genannt sein möchte. A. d. R.

† Walter Hagen aus Bern (nach Zeichnung von C. O.).



Blick vom Wetterhorn nach Süden (mit Berglistock und Gr. Schreckhorn). — Phot. G. Buri, Grindelwald.

In Leipzig nun hat der junge Komponist, wie wir hören, die glücklichste Zeit seines Lebens verlebt. Ein lustiger Freund schildert ihn bei seiner Ankunft folgendermaßen:

Ach, wie war er noch so klein,
Als er zog in Leipzig ein,
Ach so schwächtig und so dünn,
Schmal die Wangen, spitz das Kinn;
Doch wie ist gewachsen
Er im Lande Sachsen!

Dort entsteht auch seine erste größere selbständige Komposition, eine Violinsonate, deren Lob von Leipzig nach Bern herüberklang.

Für alle Freunde überraschend war es, als sich Walter Hagen 1901 plötzlich zum Studium der Medizin entschied. Munzinger meint in seinem Nachruf, es sei ein psychisches Rätsel. Die Abschiedsfeier in Leipzig, die Leichenrede des Pfarrers von Adelboden machen Andeutungen, daß wohl über den jungen Künstler das Wunder aller Wunder, die Liebe gekommen war und daß er in zwei schönen Augen gesehen, die „über seinem Leben leuchten sollten für und für“ — um mit seinem geliebten Lenau zu sprechen, dessen „Schilflieder“ Hagen komponiert hat.

Mit unglaublicher Energie überwindet er alle Schwierigkeiten. Stets seinen Lehrberuf fortführend, ergänzt er die Lücken seines Wissens, absolviert das Gymnasialegamen, studiert Medizin, wird Assistent am Spital zu Bern und endlich Kurarzt in Adelboden.

Dort ruht seine Musik nie, und sein Kompositionstalent lebte sich kurze Zeit vor seinem Todessturz in einer tiefbewegten Komposition (für Cello, Violine, Klarinette und Klavier): „Alpenglühn“ aus.

Walter Hagen war ein Idealist, der indes seine Ideale zur Wirklichkeit gestaltete. Er war kein planloser Träumer. Wie ein Märchen aus der Romantik herüber klingen seine Berichte aus der Kapellmeisterzeit in Schweden, seine Reisen nach Rom und Neapel. Wenn auch das Velo, auf dem er die Italientour unternimmt, nicht absolut zur Romantik paßt, so lebt manches Eichendorffsche Motiv wieder auf, wenn man den beschiedenen, mit zwei Lire täglich „wie ein Fürst lebenden“, fahrenden Gefellen erzählen hört.

Keine Bedürfnisse! Für eine gefahrvolle Tour hat er einige Zuckerstücke in der Tasche! Harmlos, sich oft genug um keine Zeit kümmern — von seiner Pünktlichkeit sagte der schon erwähnte humorvolle Freund:

„Herr Hagen denkt, sie ist 'ne Bler,
Doch weiter komm' ich ohne ihr . . .“

Ist er ein liebevoller, treuherziger Mensch gewesen, der nicht viel sprach und wohl niemals eine Phrase gemacht hat. Rührend ist sein Zukunftstraum, schon vom dreizehnten Jahr an, den Eltern später „als gemachter Mann“ die Sorgen abzunehmen, der Mutter ein Haus mit Garten zu kaufen, ihr Rosen auf den Lebensweg zu streuen.

Nun ist der wilde Frühlingssturm gekommen, und die weißen Flocken haben das immer noch kindliche Antlitz des jungen Hagen zu früh eingesagt. Vielleicht gehörte Walter Hagen zu denen, die der Welt erst nach und nach ihr Bestes schenken und nach langer Konzentration auf einsamen Pfaden plötzlich herausstreten und leuchtende Geistesfunken austreuen, ein „Kind des Lichtes“, wie Ferdinand Bitter in seinem Gedicht „Zur Auffindung Walter Hagens“ sagt.

Heimatgefühl, Sehnsucht nach seinen Bergen haben Hagen nach der Schweiz geführt, und in gewissem Sinne ist es ihm ergangen wie den schriftütigen Schweizern in der Fremde, die das Alphorn blasen hören:

„Und von den Klängen, von den Wogen,
Wird er in seinen Tod gezogen.“

Fanny Praechter-Haaf, Bern.

* * *

2. Am Wetterhorn.

Mit fünf Abbildungen.

„Das ist ein unglückliches Gewerb,
Das halsgefährlich führt am Abgrund hin.“

Wenn irgendwo ein Berg den Namen, der sein Wesen charakterisieren soll, mit Recht trägt, so ist es das Wetterhorn im Grindelwaldtal. Erscheinungen, denen man bis dahin nicht sonderliche Aufmerksamkeit schenkte, erhielten seit dem furchtbaren 20. August des letzten Jahres erhöhte Beachtung und Bedeutung; mehr als ein „Wetter“ hat seither mit der das Unheil eigentlich verschuldenden Plötzlichkeit über der kleinen, dem breiten Untergestell des Berges aufgezeigten Gipfelpyramide sich entladen und die Erinnerung an die schreckliche Katastrophe wachgerufen.

Noch füllt den weiten Talkessel warmer Sonnenschein, nur etwas gedämpft durch einen im Tal lagernden leichten Dunst. In ganz leise verwischten Umrissen steht kingly Wetterhorn da. Plötzlich verfinstert sich der östliche Horizont; schwarze Dunstmassen ziehen sich um den Gipfel des Wetterhorns zusammen, während das breite Massiv des Berges sichtbar bleibt; Blitze zerreißen die Wolkenkappe, Donner rollen dröhnend ins Tal hernieder, ein sintflutartiger Regen prasselt herab — und die Erscheinung ist vorüber so schnell, wie sie gekommen. Die wohlbekannten Formen des schönen Berges enthüllen sich wieder und heben sich scharf ab in der geläuterten Luft. Ein Regenbogen spannt sich von einem Talhang zum andern, und darunter stürzen die schäumenden Gewitterbäche über die Flanken des Berges zu Tal. Wehe denen, die in luftiger Höhe vom Unwetter überrascht werden! Schußlos sind sie auf den steilen Hängen dem Strahl und den Wassergüßen preisgegeben, und die treue Eisaxt selbst, der einzige Halt in dem Sturme, wird ihnen zum Verderben.

„Of comrades four above
By the quick lightning found,
We bring thee, brother of our love,
First into holy ground.

Climbing a mount of Göt,
Bright pathway to the sky,
Two brothers, kindred spirits, trod
Steps to His altar high.

The crest was gained at last
Of kingly Wetterhorn,
When burst an awful thunder-blast
On wings of fury borne.

A flash, and then the end,
Oh terrible the tale;
Soon did the sudden blow descend
On watchers in the vale.“

A. C. Pearson.

Solcher Art war das Unglück, das am 20. August vergangenen Jahres die Brüder Rev. Robert und Henry Fearon aus Herne Hill bei Canterbury und die zwei Grindelwaldner Führer Samuel Brawand und Fritz Bohren auf der Spitze des Wetterhorns traf und vom Gipfel hinunterschleuderte, Samuel Brawand und Rev. Robert Fearon etwa 150, Fritz Bohren und Henry Fearon 7–800 Meter weit. Die ersten zwei wurden von der ersten Hilfsexpedition bei eben aufgegangener Sonne am 22. August, zwei Tage nach dem Unglück, entdeckt. Die letztern zwei wurden trotz anhaltenden eisigen Suchens erst am 22. des folgenden Monats aufgefunden.

Es war ein erschütternder Moment, als am Morgen des 22. August die zwei zuerst aufgefundenen Toten der Katastrophe, Samuel Brawand und Rev. Robert Fearon, auf den Sattel des Wetterhorns hinuntergeschafft worden und die stummen Opfer des Berufs und des Sports im Kreise ihrer Kameraden auf dem harten glänzenden Schnee, ihrer Walstatt, lagen. Ein tiefes Weh packte die wetterharten Gefellen, die innere Erregung zitterte um ihren Mund und preßte manch einem eine Träne unter der schwarzen Schneibrille hervor. „Warum geht man auch nur ein einziges Mal noch auf diese mörderischen Gipfel!“ murmelte ein Bruder des Samuel Brawand in verzweifeltem Ingrimm, und: „Keiner meiner Buben soll diesen Gispel je ins Hochgebirge tragen!“ verscherte ein anderer Führer. Wohl

mag es dem einen oder andern gelingen, seinen heimlichen oder lauten Schwur zu halten; glücklich derjenige, der seiner Frau oder Mutter, die sich, seiner wartend, so oft gehärmst haben, die Angst fürchterlich ersparen kann — aber die angestammte Liebe zum Gebirg und, was noch stärker ist, die Konkurrenz im wilden Daseinskampf werden in den meisten Fällen alle Bedenken verstummen machen und jener sieghaften Stimmung zum Durchbruch verhelfen:

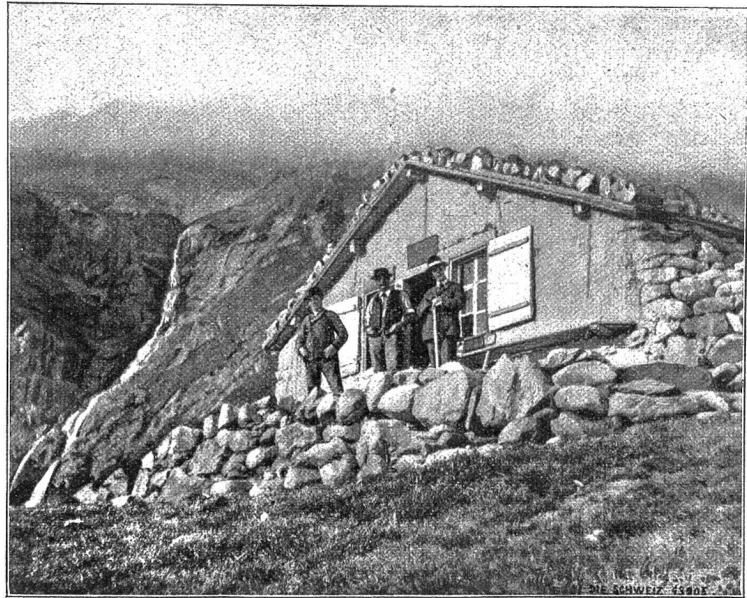
„Wer frisch umherprährt mit gefunden Sinnen,
Auf Gott vertraut und die gelehrte Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fähr und Not;
Den schreckt der Berg nicht, der darauf geboren!“

Und als ob das Hochgebirge selber seine Gewißheit zeigten wollte, daß keiner der Männer da unten auf dem Wetterhorn sattel ihm je untreu werde, entblößte es siegesgewiß, in der wunderklaren Morgenluft badend, vor uns die Zauber seiner jungfräulichen Neize.

Gottfried Beck, Grindelwald.



Bor der Glecksteinhütte: Henry C. D. Fearon (r.) und Fritz Bohren (l.).



Vor der Glecksteinhütte: (von links nach rechts) Fritz Bohren, Samuel Brawand und Reverend Robert B. Fearon.

DIE SCHWEIZ 13904

Eine Eroberung.

Frei nach dem Russischen des G. Smirnoff
erzählt von Maria von Thilo, Schönenwerd.
(Schluß).

Unter Fauchen und Schreien galoppierten wir auf das Dorf zu, waren aber nicht wenig erstaunt, alles still und tot und vollständig ausgestorben zu finden. Kein einziges lebendes Wesen ließ sich sehen, nicht einmal ein Hund bellte. Wo waren die Leute? Sie konnten doch nicht unsren Kordon durchbrochen haben und entflohen sein? Hatte die Erde sich geöffnet, um sie zu verschlingen? Ein unheimliches Gefühl überfam uns... Hatten sie sich hinter ihre Mauern und Zäune versteckt und wollten uns plötzlich überfallen und niedermekeln? Einer von uns, ein mutiger Pole, Pan Polkasky, der den letzten polnischen Aufstand mitgemacht hatte und von dort her alle Schliche der Verfolgten kannte, sprang vom Pferd und eilte in die erste beste Hütte, um sich zu überzeugen, ob die Verschwundenen nicht vielleicht in ihren Kellern säßen.